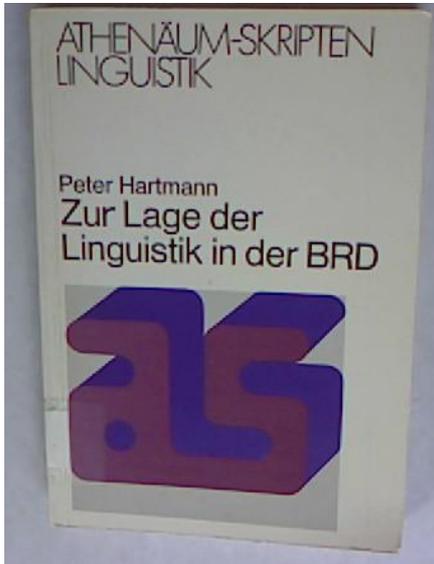
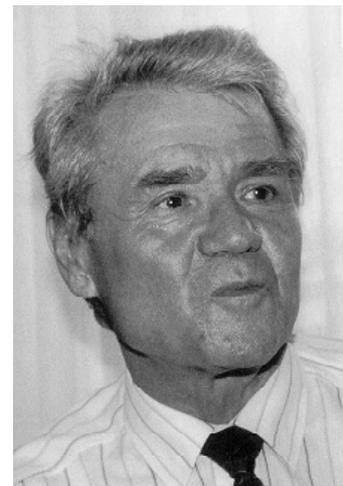


Die Lage der Linguistik in der BRD und ich



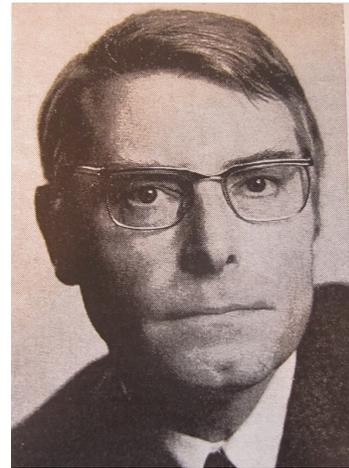
Pro captu lectoris habent sua fata libelli
Terentianus Maurus, ein antiker Grammatiker,
nicht der ersten Garnitur

Zu jener Zeit war ich “Hiwi”, also studentische Hilfskraft, beim (damals) Regensburger Indogermanisten Helmut Rix, und ich kann mich noch gut an die Aufregung erinnern, die der Eingang der Fragebögen aus Konstanz hervorrief, mittels derer die Lage der Linguistik in der BRD bis in den hintersten Grenzlandwinkel dieses bei uns nur im politischen Untergrund dergestalt abgekürzten Staatsgebildes sondiert werden sollte, wahrscheinlich um sie gegebenenfalls zum Besseren zu wenden. Rix fühlte sich für diese “Linguistik” gar nicht recht zuständig, denn er war ja Indogermanist – und er ging schon mit der Sprache der Etrusker fremd, waren diese doch, trotz italienischem Wohnsitz, bekanntlich keineswegs Indogermanen: noch so ein Fehltritt wäre für einen Präsidenten der Indogermanischen Gesellschaft untragbar gewesen, mochte er auch mit einem Rix’schen Gesetz eindrücklich zu Buche schlagen. So landeten diese Fragebögen schließlich beim in jene akademischen Intimsphären, die ausgeforscht werden sollten, Alleruneingeweihtesten, nämlich bei mir. Allerdings muss ich, zwar noch in einem unteren Semester, schon linguistischer Neigungen verdächtig gewesen sein, denn wieso hätte Professor Rix sonst meine juvenile Meinung zu solch heiklen Fachfragen eingeholt wie der, ob es wirklich geboten sei, in der *Historischen Grammatik des Griechischen*,



Helmut Rix, 1926–2004

die er gerade in Arbeit hatte, so einen neomodischen Begriff wie den des “Phonems” zu verwenden? Ich riet rückhaltlos zu Phonemen, und auch beim Ausfüllen der Fragebögen ließ ich schon mal fünf gerade sein, aber dieser Überschwang des Anfängers ließ den Bezug zur Realität doch deutlich vermissen, denn einer rosigen Zukunft ging die Linguistik an meinem aus reiner Bequemlichkeit gewählten Studienort ja nun wirklich nicht entgegen, wie sich schnell zeigen würde. Die Fragebogen-Auswerter in Konstanz müssen meine hochgemuten Angaben auch noch geschönt haben, jedenfalls schnitt die Regensburger Linguistik samt Indogermanistik im Lagebericht Peter Hartmanns, wie er bereits 1972 gedruckt der gespannten Öffentlichkeit vorlag, dann so vorteilhaft ab, dass sich Kenner der Lage nur verwundert die Augen reiben konnten. Wahrscheinlich ist die dortige Universitätsbibliothek auch die einzige, die diesen 10. Band der *Athenäum-Skripten Linguistik*, einer damals im Nu tonangebenden neuen Reihe einer gleichnamigen Verlagsgesellschaft mit Postadressen im Hessischen (sie firmierte abwechselnd auch als Athenaion und Scriptor), aus Dankbarkeit bis heute aufbewahrt hat; antiquarisch findet man ihn kaum noch, weil ja auch Athenäum binnen kurzem in Konkurs ging.



Peter Hartmann, 1923–84

Mit den Hartmann’schen Fragebögen war Konstanz, das ferne Epizentrum einer allgemeinen linguistischen Aufbruchsstimmung, die ebendiese Enquete dokumentierte, bereits zum zweiten Mal in mein noch junges Leben getreten. Der erste Anlass – noch kein Gedanke damals an diese 68er Jahre, in denen das magische Doppelixier von (abzuräumenden) Sprachbarrieren und (zu transformierenden) Tiefenstrukturen der Linguistik ungeahnte Beine machen und der Mediävistik zum Schierlingsbecher würde! – war ein Familienbesuch der Blumeninsel Mainau gewesen, allerdings von dermaßen traumatischer Wirkung, dass ich heilfroh bin, dass Kindheitserinnerungen daran allmählich verblasst sind, trotz des täglichen Blicks von meiner Amtsstube, in Gebäudeteil G2 Nord, auf den Ort des touristischen Grauens.



Josef B., damals

Das dritte – aber wie sich erweisen würde, noch immer nicht letzte – Mal war eine Einladung eines Regensburger Studienfreundes, Josef B., zu einem Gastvortrag an die Bodensee-Reformuniversität, wo er inzwischen an einem sogenannten Sonderforschungsbereich wirkte, nach meinem Eindruck allerdings mehr damit beschäftigt war, ein lokales Freizeitangebot sondergleichen in vollen Zügen zu genießen.

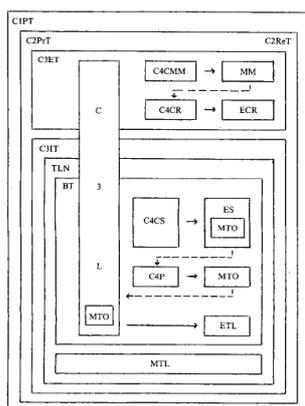
Ich selbst war damals in einem protestantisch kargen Flecken in Ostwestfalen in Stellung, zu dessen wenigen Attraktionen, neben Dr. Oetker's Backpulvermühle und den v. Bodelschwingh'schen mildtätigen Anstalten, sich soeben noch eine Universität gesellt hatte, und die Parole am Fuß des Teutoburger Waldes wie am Bodensee lautete "Reform!"

(An der Donau, wo ich herkam, eher weniger.)

Vorerst im Provisorium eines desolaten Großraumbüros am Kesselbrink untergebracht, unweit des Straßenbahnknotenpunkts Jahn-Platz (genau so hieß, was mir unwillkürlich immer in den Sinn kam, das Fußballfeld meiner heimischen Mannschaft, eben des SSV Jahn), mangelte es unserer Fakultät in der Tat nicht an reformatorische Eifer. Sie trug denn auch den für deutsche akademische Verhältnisse ungewöhnlichen Namen "LiLi": so verspielt er klang, und ob die Reminiszenz an ein beliebtes deutsches Soldatenlied beabsichtigt war oder nicht, in Wirklichkeit kürzte er "Linguistik und Literaturwissenschaft" ab, getrennt und in dieser Reihenfolge, denn das war damals Programm.



Am Kesselbrink
Großraumbüro ganz hinten links



TeSWeS-Theorie

Trübe Gedanken – an die logische Form von Infinitiven, der mir zugewiesenen undankbaren Aufgabe (einer Nichtigkeit neben den "Textstruktur-Weltstrukturen" der Kollegen im Kontor von LiLi), an die unselige Blumeninsel (denn ausgerechnet "Mainau-Blick" nannte sich die dann bald nicht mehr rentable und mittlerweile abgerissene Pension, in der ich unterkommen sollte) – begleiteten mich auf meiner Konstanzer Reise. Endlich, nach unerklärlich langwieriger Schwarzwaldüberquerung, aber das auf dieser Nebenstrecke nach wie vor Dienst tuende Rollmaterial der Reichsbahn verdiente ob seiner Beharrlichkeit auch wieder Respekt,

passierte mein Personenzug einen Brückturm, rätselhaft weit entfernt von ihm eigentlich doch zugehörig erscheinender Rheinbrücke postiert, dann das Viertel der "Niederburg", ebenfalls halbverfallen, dann einen Stadtgarten von seltener Ödnis, komplett mit Konzertmuschel, augenscheinlich längst nicht mehr musikalischen Bedürfnissen dienend, verwahrloster Voliere und, gegen den See hin, einem (wegen etwaiger Orkane?) eingefriedeten Bassin, in dem unbenutzt eine ganze Flotte jener Art Tretboote schaukelte, wie aus alten Heimatfilmen manchem vielleicht noch in Erinnerung, schießlich, hart am einzigen in den stets ausgestorbenen, nur sommers von Grüppchen gestrandeter Berber bevölkerten Grenzbahnhof führenden Bahngleis, das "Konzil", ein im Grunde stattliches Speichergebäude, aber von Mauerrissen so arg durchfurcht, dass es akut einsturzgefährdet sein musste –



Tretboote, verdeckt



Einfahrt nach Konstanz, Niederburg, damals

– und noch ahnte ich nicht, dass LiLi nicht der letzte Kelch sein würde, der nicht an mir vorüberging, nachdem ich mich einmal aufgemacht hatte, die Lage der Linguistik in der BRD am eigenen Leib zu erfahren.



Frans Plank

anlässlich des 50-jährigen Jubiläums der Universität Konstanz im Juni 2016
und meines Ausscheidens aus Altersgründen aus deren Diensten